

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 57. Bromberg, den 11. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zuerst hat sich Anna Katharina ausschließlich ihrem Verlobten gewidmet und nur einige kurze Worte mit dem jungen Geistlichen gewechselt. Vielleicht aus dem Feingefühl heraus, ihm Zeit und Ruhe zur Vorbereitung für seine Rede zu lassen.

Nachdem er diese gehalten und sie aufs neue empfunden hat, wie viel zu geben er selbst in einer Tafelrede imstande ist, entspinnt sich eine Unterhaltung zwischen ihnen, die, wie es bei ihm gar nicht anders möglich ist, das Herkömmliche solcher gesellschaftlichen Gespräche hinter sich läßt und sich Dingen zuwendet, die nicht auf der Oberfläche des Hergebrachten liegen.

Nun stockt das Wort nicht mehr, und in Anna Katharinas hübschem Gesicht blühen alle Farben auf.

Timm sieht es eine Weile mit seiner heiteren Ruhe an. Dann fängt es an, ihn zu verdrießen.

Auch Ina, die von ihrem Platze aus das Auge des öfteren zu den beiden hinübersendet, denkt: Was braucht sie fortwährend mit Pfarrer Wendland sich zu unterhalten? Schickt sich das für eine Braut? Hat sie ihren Timm nicht, und kann sie einen besseren und flotteren Jungen sich denken?

Sie kann noch nicht darüber fortkommen, daß Anna Katharina es gewesen, die das Erscheinen des Pfarrers am heutigen Abend herbeiführte. Auch das Gespräch, das sie eben erst auf ihrem Zimmer mit ihrer künftigen Schwägerin gehabt, arbeitet noch in ihr fort.

Friedrich Vandekamp merkt von alledem nichts. Vielleicht sieht er die Menschen nicht einmal, die an diesen Tischen sitzen, und wären es auch die eigenen Kinder.

Mit einem Mal wird das anders.

Der planlos irrende Blick ist an dem letzten hart am Ausgang befindlichen Tisch angelangt.

Mit zwei ältlichen Damen, die bei Frau Dörthe keine gute Nummer haben müssen, sieht er an der Seite eines mit leichtem Anstrich an das Geckenhafte gekleideten Herrn seine Schwiegermutter sitzen.

Sofort fällt es ihm auf das Gewissen, daß er sich den ganzen Abend nicht um sie gekümmert, daß er sich vorgenommen, es auch in seiner Niederschrift festgelegt, sie in seiner Rede besonders zu erwähnen, ihr ein paar freundliche und dankende Worte zu sagen, und daß er auch das in der Hitze und Verwirrung des Augenblicks vergessen hat.

Er geht auf sie zu, stößt mit ihr an, will nachholen, was er versäumt. Aber er kommt nicht weit. Sie antwortet ihm kurz und ausweichend, und er sieht um die dünnen blaßgrauen Lippen hart eingegrabene Verbitterung.

Ein tiefes Mitgefühl mit der alten verlassenen Frau erfaßt ihn, ein Bewußtsein seiner Schuld ihr gegenüber, das ihn von ihr fort auf seinen Platz zurücktreibt.

Ein junger Regierungsrat, ein Neffe der Frau Dörthe und bei ihr in hoher Gunst stehend, hat ans Glas geklopft, um den ihm von seiner Frau Tante gewordenen Auftrag zu erfüllen, die eingegangenen Glückwünsche zu verlesen.

Die zahlreichen Depeschen schnell durch die Finger gleiten lassend, hier und da seine scherzhaften Erläuterungen hinzufügend, hat er bereits einen hochgeschichteten Stapel beiseite gelegt, als ihm ein zweiter gereicht wird.

Und wieder liest er zum wer weiß wievielten Male: „Herzlichsten Glückwunsch . . .“

Mit einem Male aber stutzt er, liest noch einmal, hält wiederum inne, steckt das Papier unter seinen Teller.

Niemand hat etwas davon bemerkt, und die Verkündung der neuen Eingänge nimmt ihren Fortgang, bis auch dieser Stapel sein Ende erreicht hat.

Sofort begibt sich Fritz Werminghoff an den Tisch seines Onkels, bittet, ihn einen Augenblick ungestört sprechen zu dürfen, zieht, als sie beide allein in Friedrich Vandekamps Bücherei sind, das vorhin zurückgelegte Blatt aus der Tasche.

„Diese Drahtnachricht war unter den anderen. Und da sie auch einen Glückwunsch enthielt, hätte ich sie beinahe vorgelesen.“

Friedrich Vandekamp nimmt die ihm überreichte Depesche, überfliegt sie, steht wie versteinert da.

„Hoffentlich etwas Angenehmes — wenigstens schien es so.“

„Gewiß . . . etwas Angenehmes“, murmelt Friedrich Vandekamp, ist aber immer noch von allem, was um ihn vorgeht, weit entfernt, ist wie im Traum.

„Nun, dann ist es ja gut“, hört er den anderen sagen, sieht ihn die Hacken zusammenschlagen, den Arm zum Gruß erheben, sich auf die Diele zurückbegeben.

Friedrich Vandekamp nimmt das Blatt von neuem zur Hand . . . liest es halblaut vor sich hin . . . liest es noch einmal . . . liest es Wort für Wort, Silbe für Silbe . . . nein, es ist kein Irrtum. Klar und deutlich steht es da:

„Herzlichsten Glückwunsch. Prozeß in letzter Instanz endgültig gewonnen. Komme heute noch zu Ihnen. Rechtsanwalt Wolter.“

Jetzt erst bemerkt er, daß die Anschrift nicht an ihn, sondern an Frau Sabine Wallburg-Werra gerichtet ist.

Woran er nicht zu glauben gewagt, was er für einen holden Wahn der alten Frau gehalten, den er ihr nicht zerstören wollte, woran er selbst dann noch zweifelte, als es der Rechtsanwalt in der letzten Zeit nicht ganz so aussichtslos mehr ansah . . . jetzt ist es geschehen, ist schwarz auf weiß besiegelte Wirklichkeit geworden: Sie hat ihren Prozeß gewonnen. erhält ihr Geld zurück, ist eine schwerreiche Frau geworden!

Warum erfüllt ihn nicht die Freude, die bei einer solchen Botschaft natürlich wäre? Warum?

Vielleicht ist es das Unerwartete, dem er gegenübersteht. Vielleicht auch die Entscheidung, vor die er jetzt gestellt ist, zu der er sich noch nicht aufraffen kann. Denn wer sagt ihm, daß die alte Frau, die er eben noch in maßloser Verbitterung gesehen, einer so plötzlich veränderten Lage standhalten, daß sie nicht unter ihr zusammenbrechen wird? Die Freude kann töten wie der Schmerz.

Wenn er seine Frau zu Rate zöge?

Aber sie darf nicht gestört, darf nicht aufgeregt werden.

Alles überlegt er hin und her, faßt einen Vorsatz, verwirft ihn wieder.

Dann fällt ihm ein, daß Dr. Wolter, der seinen Besuch für den Abend angekündigt hat, jeden Augenblick erscheinen kann, daß sie vorbereitet sein muß. Und daß nur er sie vorbereiten kann.

Sie empfängt ihn wenig gnädig, ist aber doch verwundert, daß er in so kurzer Zeit zum zweiten Male zu ihr kommt.

Das schlechte Gewissen! denkt sie bei sich, sagt ihm auch so etwas Ähnliches, mehr im Scherz.

Er hört es gar nicht.

„Ich habe dir eine Mitteilung zu machen, Mutter", beginnt er, und sein Wort ist scheu und zögernd, „und zwar eine sehr freudige. Ich muß dich aber bitten, sie in aller Ruhe und Fassung anzuhören."

Sie zuckt die Achseln. Was wird es sein? Vielleicht, daß es Frau Vandekamp besser geht und daß er darüber so glücklich ist?

„Lies das hier!"

Die unsicher gewordene Hand tastet nach der Brille, sucht sie in der Tasche, sucht sie auf dem Tisch, findet sie endlich, führt sie langsam und umständlich an die Nasenwurzel.

Nun fängt sie an zu lesen . . . genau so, wie er vorhin in seiner Bücherei gelesen, die Worte halblaut vor sich hinflüsternd, sie ebenso halblaut wiederholend . . . mehrere Male hintereinander . . . tonlos . . . abwesend.

Mit einem Mal läuft ein Zucken über den zusammengesunkenen Körper. In dem unwirschen, runzeligen Gesicht steigt etwas auf, das keine Glut ist, kein Feuer, nicht einmal Farbe ist . . . ein blitzartiges Dämmern vielmehr, ein plötzliches Innewerden. Die bläulich blassen Lippen stammeln irgend etwas, das aber kein Wort ist, sondern nur ein unterdrückter gepreßter Aufschrei. Die Hand greift an das Herz.

Friedrich Vandekamp erschrickt, will sie stützen, halten.

Dann aber ist alles vorbei. Frau Sabine faltet das Blatt zusammen, erhebt sich . . . etwas langsam, aber mit ruhiger Sicherheit, sieht ihn mit einem Blick an, aus dem alles Starre und Tote gewichen ist, in dem nichts mehr wohnt und leuchtet als unsagbarer Triumph.

„Ich habe es gewußt. Gewußt habe ich es. Dem Himmel sei Lob und Dank!"

Nein, er kann ganz ruhig sein. Keine tödlich Erschreckte, keine von dem unerwarteten Glück Überwältigte, eine Frau steht vor ihm, aus deren plötzlich weichgewordenen Zügen eine namenlose Freude glänzt.

„Ich habe dir viel zu danken, mein guter Junge. Wenn du nicht gewesen wärst!"

In fast zärtlicher Aufwallung drückt sie ihm die Hand. Doch nur zu ihm ist sie gütig. Für die anderen, die da um sie sitzen, die sie den ganzen Abend nicht gesehen und nicht beachtet, hat sie nichts als eisige Verachtung.

Bei alledem ist sie noch kaum zur Besinnung gelangt. Was sie spricht, geschieht aus einem gewissen Taumel der Empfindungen heraus.

Dann aber kommt sie zum Bewußtsein, vor allem zum Bewußtsein ihrer selbst. Hoch rafft sich ihre Erscheinung, auf den hart aufklopfenden Stock mit dem silbernen Griff sich stützend, verläßt sie die Diele.

*

Dr. Wolter wußte nichts von dem Fest, das man in dem Hause am waldigen Bergknie feierte. Als er die erleuchteten Fenster sah, die Klänge der Musik hörte, die jetzt zum Tanz aufspielte, wäre er am liebsten umgekehrt. Aber ein Diener, der ihn erkannt hatte, sagte ihm, daß sich die alte gnädige Frau soeben auf ihr Zimmer zurückgezogen hätte und er, wenn er den hinteren Eingang benutzen wollte, ungesehen zu ihr gelangen könnte.

„Ich bin gekommen, gnädige Frau, Ihre Wünsche zu hören. Ich bemerke, daß die gesamte Summe in kurzer Zeit zu Ihrer unbeschränkten Verfügung gestellt und ein bedeutender Abschlag Ihnen in den nächsten Tagen ausgezahlt werden wird. Deshalb wollte ich wissen, ob Sie mir irgendwelche Aufträge zu seiner Verwendung zu erteilen haben."

„Zuerst wünsche ich, daß mein Schwiegersohn, Friedrich Vandekamp, sämtliche mir für diesen Prozeß vorgeschossenen Gelder mit reichlichen Zinsen zurückerhält."

„Ich glaube kaum, daß das noch in Frage kommen wird. Die Prozeßkosten hat der Gegner zu tragen. Ihr Herr Schwiegersohn erhält alles zurück."

Frühlingsahnen.

Der letzte Schnee zerschmilzt. Die Teiche tauen
Im Kuß des Lichts. Ein Blinkern läuft feldein.
Die Krume duftet. Duft dampft auf den Auen.
Ein feuchter Glanz liegt auf Gesträuch und Stein.
Die Lüfte streichen lau um Haus und Garten.
Wir steh'n in Andachtsschau am Laubengang.
Und seh'n den blütenleeren Ahorn warten,
Daß seinen Wipfel fülle Amselsang.
Vorfrühlingswolken, veilchenfarbne, schweben
Am Himmel hin. Im Mandelbaumgeäst
Beginnen erste Knospen aufzuleben.
Die Erde rüstet still ihr Hochzeitsfest.

F. K. Benndorf.

„So wünsche ich, daß Herrn Pfarrer Wendland an St. Marien 20 000 Gulden für seine Winterhilfe ausgezahlt werden."

„20 000 Gulden?" gab Dr. Wolter voller Erstaunen zurück. „Das ist doch wohl zu viel."

„Zu wenig ist es. Es ist fürchterlich, frieren und hungern zu müssen. Pfarrer Wendland ist mir in der Einsamkeit und Not ein treuer Helfer gewesen. Seinen Armen eine Freude zu machen, ist meine Pflicht."

„Und weitere Wünsche hätten Sie vorläufig nicht?"

„Doch. Ich möchte Sie bitten, veranlassen zu wollen, daß mir gleich morgen ein Betrag von einigen tausend Gulden hierhergeschickt wird. Es wird Ihnen wunderlich erscheinen, aber ich denke es mir herrlich, einmal wieder Geld in den Händen zu haben, mit ihm nach Gutdünken schalten und walten zu können."

„Es wird pünktlich besorgt werden. Und nun, gnädige Frau, möchte ich Ihnen nach der Freude dieses Tages einen ruhigen und friedlichen Schlaf wünschen."

Er hatte gut reden. Jetzt sollte sie sich ins Bett legen und schlafen? Und wenn sie es auch gekonnt hätte — sie wollte es gar nicht. Wach wollte sie sein im Bewußtsein ihres unerhörten Besitzes, auskosten die Freude, die ihr dieser Abend gebracht hatte.

Nun hatte alles ein Ende: diese niedrige, armselige Stube, in der sie wie eine Gefangene gelebt und gelitten, die kalte Gleichgültigkeit, mit der ihr die nächsten Angehörigen begegneten, die Erniedrigung, der sie sich würde- und rettungslos von den Angestellten ausgesetzt gesehen.

Morgen schon, nachdem sie alles gerüstet, würde sie die Pforte dieses engen Gemaches hinter sich schließen, hinauswandern in die weite, lachende Welt!

Nun stellte sich doch der Rückfall ein. Sie hatte den ganzen Tag über nichts gegessen, zuerst aus der Verbitterung, dann aus der freudigen Erregung ihrer Seele heraus. Ein Zustand der Schwäche und Leere kam über sie, eine Entkräftung, die körperlich wehe tat.

Sie schellte, wollte irgend etwas zu essen haben, aber niemand hörte es.

Sie öffnete die Tür. Da kam gerade das Mädchen mit einer großen Schüssel lecker zubereiteter Brötchen vorbei, die drüben auf der Diele in der Tanzpause gereicht werden sollten. Mit gieriger Hand griff sie nach einem. Aber mit einer schnippischen Bemerkung entzog ihr das Mädchen die vollbesetzte Schüssel.

Da packte sie eine heiße Empörung. Noch einmal schellte sie. Lang und anhaltend, daß es wie Sturm durch das ganze Haus gellte. Jetzt würde man sie hören.

Und schon erschien, flammende Zornesröte im eckigen Gesicht, ihre Todfeindin, Iduna Karsten.

„Das geht denn doch nicht so weiter, wie es gnädige Frau hier treiben. Wir haben anderes zu tun, als auf Ihr fortwährendes Geläute zu hören. Gnädige Frau wird sofort ins Bett gehen. Ich habe Auftrag . . ."

Sie konnte nicht zu Ende sprechen. Ein Arm streckte sich ihr entgegen: „Hinaus!"

Erst in der Küche kam Iduna Karsten zu sich. „Geh keiner mehr in das Zimmer da drüben!" sagte sie zu den Mädchen. „Die Alte ist wahnsinnig geworden. Ich werde zum Herrn gehen, daß er einen Arzt holen läßt."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem bolschewistischen Eheleben:

Die Frau mit dem freien Dienstag.

Skizze von Viktor August Wroblewski.

Trockener Husten bellte durch die kleine Stube. Davon erwachte Dunja Warkina. Grau kroch die Morgendämmerung in das Zimmer, das durch die über einen Draht gehängten Wäschelumpen und mottenzerfressenen Filzfetzen in zwei „Wohnungen“ geteilt war. Dunja hörte, wie die Nachbarin sich in ihrem Bett hin- und herwälzte, und rief hinüber: „Wie geht es, ist der Husten wieder schlimmer?“

„Natürlich, wovon soll er denn besser werden!“

Dunja sprang aus dem Bett, warf ein Tuch über und schlüpfte zwischen den Vorhanglumpen durch. In dem abgezehrten Gesicht der Nachbarin brannten die tiefliegenden Augen wie Kohlen. Sie nickte der jungen Frau zu: „Kümmern Sie sich doch nicht um mich, je eher es mit mir zu Ende ist, um so besser!“

„Reden Sie nicht so; ich koche Ihnen ein Glas Tee, Warkin hat kürzlich ein Päckchen bekommen. Ich bin ja heute arbeitsfrei.“

Bis das Wasser auf dem kleinen eisernen Ofen zum Kochen kam, hatte Dunja sich angezogen. Nun brachte sie den Tee und setzte sich ans Bett der Nachbarin, deren Gesicht ein dankbares Lächeln erhellte: „Gott segne Sie, mein Täubchen! Sie haben sich ein gutes Herz bewahrt, das findet man heute selten. Wer denkt hier bei uns noch an den anderen? Aber wie kommt es, daß Sie heute am Dienstag frei haben? Früher war es doch immer der Mittwoch.“

„Ich wollte so gern am gleichen Tage frei haben wie mein Mann. Früher ist das schöner gewesen, als überall der Sonntag arbeitsfrei war. Der Warkin arbeitet doch in einer Textilfabrik, und in der Textilindustrie haben sie den Dienstag frei. Darum bin ich jetzt auch Textilarbeiterin geworden.“

„Aber Warkin ist doch heute morgen zusammen mit meinem Mann zur Arbeit gegangen.“

Dunjas Gesicht verschattete sich: „Ach, unser Unglück! In der vorigen Woche kam er in eine Gießerei, und dort hat er wieder am Montag frei.“

„Da haben Sie Unglück gehabt, daß kann man schon sagen.“ Mitleid, aber auch ein wenig Klatschsucht sprach aus den Augen der Kranken, als sie fragte: „Ist Warkin wirklich versetzt worden, oder hat er selbst ...?“

In Dunjas Augen stand ein solches Erschrecken, daß die Nachbarin mit der Hand abwinkte: „Ach, nichts, Golubtschik, das war nur so gesagt. Ich rede manchmal Unsinn. Aber nun gehen Sie, Sie werden zu tun haben!“

Dunja machte sich an die Besorgung der kleinen kümmerlichen Wirtschaft, aber ihre Gedanken waren nicht bei der Arbeit. Eine Unruhe hatte sie erfaßt. Was hatte die Nachbarin gemeint? Konnte Warkin wirklich selbst seine Versetzung beantragt haben, wollte er nicht mit ihr zusammen frei haben?

Ein ganzes Jahr dauerte nun schon ihre Ehe, und Dunja fühlte sich bei Warkin in der elenden Halbzimmerwohnung geborgen. Nach den furchtbaren Kinder- und Jugendjahren in dem südrussischen Heimatdorf, wo die Leute vor Hungern gestorben sind, auch die Mutter und die Geschwister, war sie auf die Wanderschaft gegangen, um Brot und Arbeit zu suchen. In Nishni-Nowgorod hatte sie eines Tages der Arbeiter Warkin gesehen, sie zu sich genommen und dann auch geheiratet.

Dnnja hatte den Unrateimer auf den Hof getragen und kam wieder nach oben. Im dunklen und dumpfen Flur traf sie den Sowjetbeamten Fromkin. „Ah, Genossin, meine Verehrung! Ich habe die ‚Prawda‘ vor Ihre Tür gelegt, da ist eine Anzeige drin, die wird Sie interessieren.“

Er lachte unangenehm und ging mit hallenden Schritten die Treppe hinunter.

Die Zeitung knisterte in Dunjas zitternden Händen. Angstvoll flogen ihre Augen über den Anzeigenteil. Da hatte sie es: „Frau mit freiem Montag gesucht. Abzugeben dagegen Frau mit freiem Dinstag. Arbeiter Warkin. Gosplaw, Werk II.“

In der sonnenhellen Stube gaben das trockene Hüsten der Kranken und Dunjas herzbrechendes Weinen einen schaurigen Zusammenklang köperlicher und seelicher Not.

Am Nachmittag kam Warkin. An Dunjas Gesicht sah er gleich, daß sie die Anzeige schon gelesen hatte. Die Frau war jetzt aber ganz ruhig.

„Sieh mal, Dunetschka, ich wußte ja, daß du vernünftig bist. Es muß eben sein. Wir sind ja auch lange genug zusammen gewesen. Ich hätte nicht gedacht, daß alles sich so glatt machen würde. Komm nur schnell zum Amt, um unsere Scheidung einzutragen! Der Genosse Lissak gibt mir seine Frau, die hat den Montag frei, und wenn du ihm gefällst — weshalb solltest du ihm nicht gefallen? —, könnt ihr auch gleich heiraten. Komm nur, vor vier Uhr müssen wir da sein! Deine Sachen kannst du nachher holen.“

Dunja erwiderte kein Wort. Schweigend folgte sie dem Manne, schweigend unterschrieb sie das Scheidungspapier,

Warkin rieb sich zufrieden die Hände. „Das geht ja wie geschmiert. Sie bekommen Arbeit, Genosse Registrator, noch eine Scheidung und dann gleich wieder zwei Heiraten. Da kommt ja Lissak auch schon mit seiner Bisherigen! Heran, heran, Genosse, hier wird am laufenden Band geschieden und geheiratet!“

Jetzt sah Dunja auf, und ein Blick genügte, um das Los zu erkennen, das sie an der Seite dieses Mannes erwartete. Lissak war betrunken. Unter seinem haarlosen Schädel deckten breite Wülste die schmalen Augenschlitze, rote Bartstoppeln umgaben die aufgeworfenen Lippen. Die Frau erschauerte, als Lissak jetzt herantrat und sie mit seinen tatzengleichen Händen hin- und herdrehte. „Ein ganz sauberes Weibchen. Jawohl, Genosse Warkin, ich nehme sie im Tausch gegen meine.“

Der Registrator füllte die Formulare schnell aus. Schweigend unterschrieb Dunja auch den neuen Eheschein. Auf der Straße vor dem Registrieramt sagte Lissak: „Genosse Warkin, du kommst jetzt mit uns. Ich habe noch eine Flasche Schnaps, da können wir Hochzeit feiern. Du, Dunja, geh zuerst nach Hause, hol deine Sachen und komm dann zu mir, Melny Pereulock 73. Aber beeil dich, ich mag nicht warten. Merk dir das schon heute!“

Durch den Vorfrühlingsabend ging Dunja ihrer bisherigen Wohnung zu. Als sie von Lissak und dem jungen Ehepaar Warkin nicht mehr gesehen werden konnte, bog sie in eine der zur Wolga führenden Straßen ein.

Lissak hat vergeblich auf seine neue Frau mit dem freien Dienstag gewartet ...

Werden die „Bluter“ geheilt?

Interessante Versuche in Würzburg, London und Budapest. — Rasputins Wundermittel. — Geheimnis um „Vitamin P“.

(Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

— B. P. — Nach einer Meldung aus Würzburg ist es jetzt auch dem deutschen Arzt Dr. Sack gelungen, ein Mittel gegen eine der schrecklichsten Krankheiten, die Bluter-Krankheit, zu finden.

Schon kürzlich wurde die wissenschaftliche Welt von der Meldung überrascht, es sei endlich gelungen, ein Mittel gegen die Bluter-Krankheit zu finden. Damals war es der Chefarzt des St. Bartholomew-Hospitals in London, der ankündigte, das Geheimnis des russischen Wundermönches Rasputin entdeckt zu haben. Was ist wahr? Was ist Sensation? Wir wollen die endgültige Entscheidung darüber den Forschern und Ärzten überlassen, wenn auch das Ergebnis, das jetzt von einem deutschen Arzt in Würzburg in der Bekämpfung dieser furchtbaren Krankheit erzielt wurde, geradezu verblüffend ist.

Prinz Leopolds tragischer Tod.

Ein Bluter ist bekanntlich ein Mensch, dessen Blut nicht die Fähigkeit besitzt, zu gerinnen. Er schwebt fortwährend in Lebensgefahr, weil schon die kleinste Verletzung, die er sich zufügt, unweigerlich zu seinem Tode führen muß. Er verblutet im wahrsten Sinne des Wortes.

Der jüngste Sohn der englischen Königin Victoria, Prinz Leopold, war ein solcher Bluter. Er schnitt sich als Dreißigjähriger mit dem Rasiermesser und starb an dieser kleinen, unscheinbaren Wunde, obwohl ein Dutzend Ärzte ihre Kunst aufboten, sein Leben zu retten. Andere an Blutungen erkrankte Menschen sind schon als Kinder gestorben. Manchmal war es ein durchbrechender Zahn, der eine kleine Wunde riß und dem Erkrankten das furchtbare Schicksal bereitete, in ein paar Stunden oder Tagen auszubluten.

Das einzige Mal, wo es gelang, einem Bluter Hilfe zu bringen, ist mit einem Geheimnis verbunden, das heute noch seiner Aufklärung harrt. Wir alle kennen die Geschichte des russischen Thronfolgers Alexi, der schon verloren

schien, als der Mönch Rasputin am Zarenhof auftauchte und sich anheischig machte, den Prinzen zu kurieren. Niemand weiß, was für ein Mittel er anwandte. Sicher ist jedoch, daß es ihm mehrere Male gelang, die Blutungen des Thronfolgers zu stillen und damit das Leben zu bewahren, das schon aufgegeben war.

Wie wurde Alexis geheilt?

Vielleicht kommt man der Aufklärung dieses Wunders am nächsten, wenn man sich die Theorie neuerer Forschungen zu eigen macht, wonach die Milch junger Mütter einen Stoff enthält, der das Blut zum Gerinnen bringt. Es ist sehr wohl möglich, daß Rasputin dieses Mittel gekannt und es bei dem Thronfolger angewandt hat. Damit wäre das Geheimnis des Mönches, um das schon viel Streit geführt worden ist, mit einem Schlage enthüllt. Tatsächlich hat man in der jüngsten Zeit mehrfach Versuche mit der Milch junger Mütter, die man in die Blutbahn einspritzte, gemacht. Leider liegen die Ergebnisse dieser Versuche noch nicht vor, so daß ein abschließendes Urteil noch ausgesetzt werden muß.

Verblüffende Erfolge eines deutschen Arztes.

Die meisten Versuche der Wissenschaft gehen um ein Mittel, das man aus dem Pflanzenstoff Pektin gewonnen hat und mit dem Namen „Sango-Stop" bezeichnet. Auch die Entdeckung des Würzburger Arztes Dr. Sack geht auf einen Versuch mit diesem Mittel zurück. Über das Ergebnis liest man folgenden verblüffenden Bericht:

Dr. Sack begann seine Versuche bei einem 23jährigen Bluter aus einem fränkischen Dorf, der schon als kleines Kind an schweren Gelenkblutungen gelitten hatte, und bei dem selbst kleine Verletzungen zu wochenlangem Blutverlust führten. Der Bluter erhielt zunächst Einspritzungen mit Sango-Stop. Der Erfolg blieb nicht aus: die Blutgerinnungszeit, die bei ihm bis zu 14 Minuten verzögert war, sank schon nach wenigen Stunden auf 6 bis 9 Minuten, nach einigen Tagen sogar auf 4 Minuten. Die Schmerzen gingen dabei auch zurück, und die Schwellungen nahmen ab.

Als man dem Kranken versuchsweise das Sango-Stop auch zu trinken gab, war der Erfolg überraschenderweise ganz ähnlich wie nach Einspritzungen. Es gelang im Verlauf der Behandlung, die Blutgerinnungszeit auf durchschnittlich 2 Minuten zu verkürzen. Die Blutungen, die bis dahin außerordentlich häufig gewesen waren, ließen nun nach und hörten schließlich ganz auf.

Paprika, Zitronen und — Äpfel.

Auch ein ungarischer Professor will ein Mittel gegen die Bluter-Krankheit entdeckt haben. Er bezeichnet dieses Mittel mit „Vitamin P" und behauptet, es aus einem Gemisch von Paprika- und Zitronensaft gewonnen zu haben. Der Pektinstoff, aus dem das Sango-Stop gewonnen wird, ist vornehmlich im Apfel enthalten.

Auch der gute deutsche Apfel wäre demnach geeignet, mit seinem pflanzlichen Stoff eine Medizin gegen eine der grauenhaftesten Krankheiten abzugeben, die die Welt kennt. Ja, es gibt sogar Stimmen, die alle Entdeckungen, die englische, die deutsche und die ungarische, auf denselben Grundstoff zurückführen.

Demnach müßte man in der Milch junger Mütter bei näherer Untersuchung das Vitamin P finden können, wie es der ungarische Professor aus Paprika und Zitrone gewann! Stimmt diese Annahme, dann wäre die Welt um eine Hoffnung reicher. Die Bluterkrankheit hätte ihren Schrecken auf immer verloren, denn schrecken können nur solche Krankheiten, für die man kein Gegenmittel kennt.

Ewiger Abendstern.

Heute steht er freundlich wieder da
Auf dem blauen Himmel, groß und nah,
Schöner Stern, der, lange Zeit vermißt,
Endlich wieder uns erschienen ist.

All die Nächte, die gewesen sind
Unter Regen, Finsternis und Wind,
Werden plötzlich abgetan und fern
Vor dem einen unverhofften Stern.

Sagenhaft wird der vergangnen Zeit
Viele Not und große Traurigkeit,
Selbstverständlich selig jede Nacht —
Ewig dieser Stern, der uns bewacht.

Karl Maria Schiller.



Bunte Chronik



Ein Mann, der vorbaut.

Der kluge Mann, der vorbaut, ist in diesem Fall ein Holländer. Er ist durch Schaden klug geworden, sogar durch zweimaligen Schaden, indem er zweimal ein großes Vermögen verloren hat. Als es ihm danach gerade am schlechtesten ging, starb ein reicher Erbonkel in Paris. Der erbende Holländer fuhr nach Paris und begann sich zu sichern. Zunächst ging er zum Restaurant Prunier und bestellte für die nächsten zehn Jahre täglich zwei Mahlzeiten, die er sogleich für die ganzen zehn Jahre zu bezahlen wünschte. Was denn nach einiger Verwunderung auch angenommen wurde. Nun ging der kluge Holländer zum Schneider, ins Schuh-, Hut- und Hemdengeschäft und bezahlte überall seinen Bedarf für die nächsten zehn Jahre im voraus. Auch vergaß er nicht, sich der Dienste des Friseurs für die nächsten zehn Jahre zu versichern. Was alles braucht der Mensch zum Leben? Diese Frage mußte der Holländer für sich beantworten. Er wird bestimmt etwas vergessen haben. Aber vielleicht hat er auch ein Konto „Für Vergessenes" eingerichtet.

Interessant wäre auch zu erfahren, wie alt der Holländer eigentlich ist. Er hat seine großartige Sicherungsaktion auf zehn Jahre beschränkt. Glaubt er, danach nicht mehr zu leben? Oder ist er etwa Europa gegenüber so skeptisch? Oder so optimistisch, daß er nach zehn Jahren paradiesische und geldlose Zustände erwartet?

Ischias rasch heilbar?

Aus Wien kommt eine Nachricht, die für Ischias-Kranke eine gewisse Bedeutung besitzt. Danach soll in einer Wiener Klinik von Hofrat Dr. Falta ein neues Verfahren des Troppauer Arztes Dr. Pendl ausprobiert worden sein, das überraschende Erfolge bei der Bekämpfung der Ischias-Krankheit erzielte. Die Patienten erhielten eine etwa 150 Kubikzentimeter enthaltende Novokain-Kochsalzlösung in Form einer Injektion in das Rückenmark gespritzt. Danach traten fast augenblicklich, wie behauptet wird, Besserungserscheinungen ein. Die Behandelten können ohne Schmerzen Kniebeugen machen und Treppen steigen. Unter 40 Fällen soll nur in einem einzigen Fall die Behandlung nicht den gewünschten Erfolg gehabt haben. Aber auch hier konnte durch eine zweite Injektion eine spürbare Besserung herbeigeführt werden. Da diese Einzelheiten in einer Sitzung der Wiener Ärztegesellschaft mitgeteilt wurden, ist an der Sache selbst wohl kaum zu zweifeln. Allerdings müssen weitere Versuche abgewartet werden.



Lustige Ecke





Das Bett, das für jeden Menschen paßt.

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.